

Ohne zu wissen, warum

Stell dir vor, es ist Krieg, und jeder ist dabei: Ein Dokumentarfilm im Panorama über die israelische Armee damals und einer über die afghanische heute

Grit Lemke

Nachdem das noch junge Israel 1967 im Sechstagekrieg einen scheinbar übermächtigen, von allen Seiten angreifenden Gegner besiegt hatte, befand es sich in einem Siegesrausch, der als historisches Narrativ bis in die Kindheit der 1982 geborenen Mor Loushy reichte. Als sie davon hörte, dass der Schriftsteller Amos Oz junge Kibbuzniks wenige Tage nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg zu ihren Erlebnissen befragt hatte, begann sie nach den Bändern zu forschen. Diese waren ursprünglich zur Veröffentlichung gedacht gewesen, wurden dann aber auf Grund ihres Inhalts von der israelischen Armee bis heute gut behütet und versteckt. Wohlweislich, denn was Loushy hier erstmals veröffentlicht, ist auch 46 Jahre später noch hochexplosiver Sprengstoff. Es fühlt sich an wie der offen gelegte Herd einer großen, schwelenden Wunde.

Der Inhalt der Bänder allein würde freilich noch keinen großen Film machen. Zu dem wird „Censored Voices“ durch die unpräzise, genug Assoziationsraum lassende Montage der Erzählungen mit Archivbildern jener Jahre und zeitgenössischen Medienberichten. Es entsteht das Bild einer Gesellschaft, die vor den Ereignissen des Sechstagekriegs alles andere als kriegerisch war, und von Menschen, die ein Land aufbauen und nach dem Holocaust nur ankommen und heimisch werden wollten. Die jungen Männer mit den aufgekremelten Ärmeln auf ihren Traktoren hätte man so auch in der LPG „Frohe Zukunft“ filmen können. Praktisch von einem Tag auf den anderen werden sie in die Schlacht gerufen, ohne zu wissen, warum und was sie dort sollen. Von der kriegerischen Grundhaltung und den Feindbildern, die jedes israelische Kind heute von klein auf bis zum selbstverständlichen Eintritt in die Armee begleiten, ist hier nichts zu spüren. Man sagt den jungen Männern, dass sie alles vertreiben oder töten sollen, was sich ihnen in den Weg stellt – und irgendwann beginnen sie, dem zu folgen. Aber ihre Erzählungen spiegeln die Fassungslosigkeit ob des eigenen Tuns, die Angst und das Entsetzen, zum Mörder geworden zu sein – gar nicht anders als die verhassten Deutschen wenige Jahre zuvor, so die letzte und schlimmste Erkenntnis. Die (teilweise erstmals veröffentlichten) Bilder von auf Lastwagen zusammengepferchten Arabern, die – umringt von Soldaten mit vorgehaltenen Maschinengewehren – ihre Dörfer verlassen müssen, tun ein Übriges. Aus den Erzählungen spricht das Wissen, dass eine Gesellschaft, die so siegt, einen hohen Preis zahlt. Das Wissen: Es ist falsch und kann nie wieder richtig werden, denn dies ist nur der Anfang. Mor Loushy konfrontiert die Erzählenden, heute gestandene Männer über 70, mit ihren Worten von damals und trifft die geniale, sehr filmische Entscheidung, einfach nur ihre Gesichter zu filmen und sie nicht kommentieren zu lassen. Es ist das stumme Antlitz von Verdammten.

Das Blöde am Krieg ist, dass auch die Verlierer nicht besser dran sind. Noch dazu, wenn nicht klar ist, wer das überhaupt ist. So wie in der afghanischen Provinz Helmand, einer der am schwersten umkämpften Plätze eines zerstörten Landes. In „Tell Spring Not to Come This Year“ folgen die Briten Saeed Taji Farouky und Michal McEvoy einer Kompanie der afghanischen Armee über ein Jahr hinweg, was zwar eine Art „embedded journalism“, mit diesem jedoch nicht zu verwechseln ist. Denn dies ist nicht die NATO und die beiden weit und breit die einzigen Europäer. Überhaupt haben sich alle, die etwas zu verlieren haben, weit

zurückgezogen. Geblieben sind die „Armen und Hoffnungslosen“, wie es einer der Soldaten ausdrückt. Sie kämpfen auf verlorenem Posten, mit einer lächerlichen Ausrüstung, ohne Nachschub und monatelang ohne Sold. Manchmal wissen sie nicht mehr, warum sie kämpfen. Die Taliban ist wie eine Hydra, deren abgeschlagene Köpfe nachwachsen. Und wer ist überhaupt die Taliban? Jeder kann ein Gegner sein, jeder misstraut jedem, dies ist ein Bruderkrieg. Farouky und McEvoy verpassen die Chance, die Soldaten wirklich zu Individuen werden zu lassen, indem die Bilder stets nur mit Erzählungen aus dem Off unterlegt werden. Dennoch gelingt es dem Film, eine eigene, große Poesie zu entfalten, die sich aus dem Nebeneinander der unendlichen Müdigkeit und der existentiellen Angst in den Gesichtern der Jungs, des bodenlosen Grauens der Schlacht und der Momente des Alltags und der Normalität im Wahnsinn ergibt. Geht nach Hause, möchte man ihnen sagen. Und weiß, dass das nichts ändern würde. Kein Ausweg, nirgends.

»Censored Voices«, Regie: Mor Loushy, Israel / Deutschland 2015, 84 min

»Tell Spring not to come«, Regie: Saeed Taji Farouky, Michael McEvoy, Großbritannien 2015

Erschienen in: junge Welt 07.02.2015
<http://www.jungewelt.de/2015/02-07/014.php>